

# „Stadtluft macht frei!“

## Kirche für Menschen in der City

*Ein Großteil der Christen hierzulande lebt in Städten, die sich gerne säkular geben. Wo kann die Citypastoral außerhalb der bestehenden Gemeindestrukturen anknüpfen? Und auf welche Ressourcen kann sie zurückgreifen, um für die Menschen in der Stadt „satisfaktionsfähig“ zu werden?*

Was Großstädten zum Problem wird, ist zugleich ihre Chance: ihre Größe, das Nebeneinander des Gegensätzlichen, der Widerstreit des Etablierten und des Innovativen. Nur in der Stadt gibt es das komplizierte Miteinander von Phantasie und Macht, das politischen und kulturellen Aufbrüchen zum Durchbruch verhilft. Nicht selten aber wird aus den Städten etwas ganz anderes als das, was sie sein wollen. Oft wird der Boulevard zur Gosse, das Vergnügungsviertel zur Ausbeutungszone, die Marmorfassade zur Klagemauer.

Auch die Theologie kennt die Ambivalenz der Städte. Sie hat Babylon verflucht und Jerusalem verklärt. Gegenwärtig macht sich Skepsis breit. Kann man angesichts der architektonischen Unwirtlichkeit moderner Städte und ihrer sozialen Brennpunkte eine „Stadtpastoral“ anders als von den Negativaspekten des urbanen Lebens her angehen? Ist die moderne Stadt nicht ein säkularer Ort, an dem sich nur das behaupten kann, was den Bedingungen des Säkularen entspricht? Ist das Religiöse dazu in der Lage?

Die Probe auf die Modernitätstauglichkeit der Kirche wird in den Metropolen gemacht. Ihnen sind Strukturen der Öffent-

Hans-Joachim Höhn (geb. 1957) ist seit 1991 Professor für Systematische Theologie an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln. 1984 Promotion; 1989 Habilitation und Erteilung der Venia Legendi im Fach Christliche Gesellschaftslehre. Von 1986 bis 1990 war Höhn Pastoralassistent/-referent im Bistum Limburg. Zahlreiche Publikationen besonders zu Stellung und Funktion der Religion in der Moderne sowie zu Grundfragen der Christlichen Sozialethik.

lichkeit und Kommunikation eigen, die sie auch von der (Stadt-)Kirche verlangen, soll es auf Dauer eine soziale Repräsentanz des Evangeliums geben. Darum ist eine Überprüfung überkommener Sozialformen des Kircheseins unabdingbar. Es ist kontraproduktiv, die Pfarrgemeinden per Verwaltungsreform zu dekanatsähnlichen Großgebilden zu machen, in denen mit der abnehmenden Zahl der Kontakte die Abnahme ihrer Tiefe Schritt hält.

Es muss die Gelegenheit zur Bekanntschaft mit dem Evangelium dort geben, wo ein größeres Kommen und Gehen herrscht: in der City, in den Fußgängerzonen, auf den großen Plätzen, an den touristischen Attraktionsorten. Nötig sind

neue Formen einer sozialen, ästhetischen und spirituellen Realpräsenz des Christlichen. Wenn sie Öffentlichkeitsarbeit für das Evangelium leisten will, muss die Kirche dem Spezifischen urbaner Interaktion Rechnung tragen: punktuelle Kontakte, flüchtige Bekanntschaften, befristete Beziehungen, passagere Bindungen.

### Der Selbstbanalisierung widerstehen

Moderne Städte sind säkulare Orte – und zugleich „religionsproduktiv“, das heißt sie produzieren Fragen, auf die es religiöse Antworten geben kann. Auf den ersten Blick erscheinen moderne Großstädte als Orte der Säkularität. Allerdings wird dabei übersehen, dass sich hier durchaus ein Fragen nach Transzendenz artikuliert: In der Stadt ist Tempo angesagt. Immer kürzerer Intervalle von Trends und Moden hinterlassen im Menschen keinen bleibenden Eindruck. Was heute aktuell ist, ist morgen passé. Ebenso wie sie Bestehendes in Frage stellt, provoziert die Stadt aber auch die Frage nach dem, was man nicht hinter sich bringen kann, will man vorankommen. Sie wird nicht wenigen Zeitgenossen bald „zu viel“, zu unübersichtlich und zu verworren. Zugleich bietet sie ihnen „zu wenig“, ist erst einmal die Trivialität dessen erkannt, was als der „letzte Schrei“ ausgegeben wird. Die moderne Stadt bietet ständig Neues, Anderes, Besseres und bewirkt doch häufig bei jenen, die alles haben, dass ihnen etwas fehlt, auch wenn sie über das Habhafte im Überfluss verfügen.

Hier kann die Frage aufbrechen nach dem eigentlich Definitiven der Existenz, das sie nicht in einem ständigen „weiter so“ in Atem hält, sondern zu erfüllen vermag. Hier kommen Zweifel und Hoffnung auf, dass es im Leben etwas gibt, das nicht wieder schlechtgemacht werden kann. An allen, die es aus eigener Kraft im Leben zu etwas gebracht haben, nagt die Gewissheit: Wenn ich meinem Leben selbst einen Sinn geben muss, ist dieser Sinn so vergänglich wie sein Stifter. Aber ist ein vergänglicher Sinn ein sinnvoller Sinn?

Allerdings lässt sich im urbanen Kontext diese Nachdenklichkeit selten unmittelbar religiös anschlussfähig machen. Häufig antreffbar ist eine Haltung, die zynisch den Lauf der Dinge und ironisch jede religiöse Sinnofferte kommentiert. Für sol-

che Zeitgenossen offenbaren die Broschürenhalter der Zeugen Jehovas, die Plakatwände der Mormonenapostel und die Höhlenpredigten frommer Eigenbrötler allenfalls eine unfreiwillige Komik. Das Religiöse hat in diesem Kontext nur dann eine Chance, wenn es der Selbsttrivialisierung und der Selbstbanalisierung widersteht.

## Nicht nur die materielle Not schreit zum Himmel

Citypastoral muss sich auf Themen beziehen, die säkularisierungsresistent sind, und sie muss ihre Bezugnahme auf diese Themen „urbanitätskompatibel“ gestalten. Was hier als Postulat formuliert wird, ist an vielen Orten bereits eingelöst. Es gibt eine Reihe von Pilotprojekten und „Best Practice“-Beispielen ([www.citykirchenprojekte.de](http://www.citykirchenprojekte.de)). Dort wird ein Weg eingeschlagen, der die Suche nach überzeugenden Sozial- und Aktionsformen der Kirche in der Moderne voranbringt.

Die Angebotsexplosion auf dem Freizeit- und Erlebnismarkt, die Ausweitung der Konsumpotenziale und der Wegfall von Zugangsbarrieren geben der alten Verheißung immer wieder Auftrieb, dass Stadtluft frei macht. Womit diese Freiheit sinnvoll gefüllt werden kann, bleibt zunächst offen. Moderne Gesellschaften sind „Multiple-Choice-Gesellschaften“. Nicht mehr Traditionen geben vor, wie ein Leben zu führen ist. Es gibt nicht mehr nur eine Weise, ein richtiges Leben zu führen, sondern mehrere. Der moderne Mensch ist ein „Homo Optionis“. Er wird, was er wählt, und er macht aus sich etwas, was er für sich ausgewählt hat.

Diese Optionenvielfalt wird als Freiheitszuwachs verbucht. Diese Vielfalt ist notwendig, aber keineswegs hinreichende Bedingung dafür, ein „eigener Mensch“ zu sein. Auch selbstbewusste Stadtmenschen sind hin und wieder anlehnungsbedürftig – in jeder Hinsicht. Attraktiv sind für sie Angebote einer „Lebenskunst“, welche ihr Selbstbehauptungsvermögen angesichts der strapaziösen Versprechungen der Moderne stärkt.

Die von der Moderne selbst produzierte Frage nach einer solchen „Lebenskönnerschaft“ ist säkularisierungsresistent. Je moderner die moderne Welt wird, umso unverzichtbar ist es, auf dieses Bedürfnis einzugehen: Wo findet man eine Auskunft auf die Frage, was es mit dem Leben eigentlich auf sich hat, worauf man es gründen kann, um Stand und Stehvermögen im Dasein zu gewinnen? Können die Annehmlichkeiten der Moderne kaschieren, was im Leben „ohne wenn und aber“ inakzeptabel ist? Wie kann man ein Leben annehmen, in dem es zu viel gibt, das kategorisch unannehmbar ist?

Die Erschöpfung sozialstaatlicher Ressourcen hat dazu geführt, dass viele Risiken der Lebensführung wieder zurückverlagert werden in die private Vorsorge. Es geht dabei nicht bloß darum, Vorkehrungen zu treffen für die Wechselfälle des Lebens. Wer sich um sich selbst sorgt, hat nicht bloß Materielles im Sinn. Nicht nur die materielle Not schreit in den sozialen

Brennpunkten zum Himmel! Hinter der ökonomischen Sorge steht vielfach eine tiefe existenzielle Besorgnis: Was ist die Berechtigung eines Daseins jenseits des Zwangs, durch Leistung oder Geld einen Platz in der Gesellschaft zu behaupten? Was ist der Sinn des Daseins, wenn jeder Mensch austauschbar geworden ist, wenn jeder andere an seine Stelle treten kann und wenn dies nicht nur für seine Berufsrolle gilt, sondern sogar für private, intime Beziehungen? Wie kann es der Mensch verhindern, dass seine Gedanken, Worte und Werke ihn nicht in der Welt halten können?

Es braucht nicht zu verwundern, dass entsprechende Sinnversprechen auf beträchtliche Resonanz stoßen. Auf dem Markt der Daseinstherapeutika herrscht Gedränge – und Konkurrenz. Auch Religion gibt es in der Stadt nur noch im Plural – und ebenfalls in einer Wettbewerbssituation. Stadtmenschen haben sich darauf eingestellt. Man/frau ist „selektiv“ religiös. Dabei erstreckt sich dieses Wahlhandeln sowohl auf Orte und Zeiten, die religiös unterlegt werden, als auch auf die Inhalte. Man ist religiös im Vorübergehen und vorübergehend religiös. Religiöse „Passanten“ behalten sich auch die Abstufung von Nähe und Distanz zur (institutionalisierten) Religion selbst vor. Sie binden sich nicht an Dogmen und fixe Lehrinhalte. Vielmehr wählen sie aus der Vielfalt von moralischen Orientierungen und religiösen Symbolen das für sich aus, was ihren jeweils aktuellen psychischen und ästhetischen Bedürfnissen entspricht.

Viele setzen auch auf die spirituelle Selbstmedikation. Aus den Phasen intensiver Selbstbeobachtung wissen sie am besten, was ihnen guttut. Sie wollen Weisheit statt Dogma und Spiritualität statt Moral. Ihr Interesse an religiösen Inhalten bemisst sich weitgehend danach, ob und inwieweit sie Prozesse der Selbstvergewisserung in Gang setzen.

Mit dieser Selbstzentrierung geht einher, dass religiöse Passanten nur „auf Zeit“ religiös sind, – ähnlich wie sie „auf Zeit“ politisch sind und etwa in einer Bürgerinitiative mitarbeiten oder sich an einer Demonstration beteiligen. Sie lassen sich auch nicht auf Dauer in bestimmte religiöse Gemeinschaften „eingemeinden“. Sollen sie kirchlich nicht abgeschrieben werden, muss nach Formen gesucht werden, die der „passageren“ Verfassung ihrer Religiosität entsprechen.

## Eigene Beiträge christlicher Zeitgenossenschaft beisteuern

Ein urbanes Christentum muss eine „Passantenpastoral“ entwickeln, die ihren Ort nicht innerhalb bestehender Gemeindestrukturen haben kann. Der Begriff „Passantenpastoral“ steht für den Versuch, Menschen anzusprechen, die für die Gemeindepastoral nicht mehr erreichbar sind. Sie ist ein Angebot für Stadtbewohner, die „en passant“ mit dem Evangelium in Kontakt treten – oder überhaupt nicht. Sie lädt kirchenferne Zeitgenossen ein, an Veranstaltungen teilzunehmen, die das Leben in der Stadt spirituell dechiffrieren und enttrivialisieren

wollen. Passantenpastoral braucht dazu Räume und Zeiten, in denen die Kirche resonanzfähig für die vielfältigen ethisch-spirituellen Suchbewegungen in der Stadt wird. Hier sind kirchliche „Stadtakademien“ gefragt, die sich kompetent in das Stadtgespräch einmischen.

Sie dürfen nicht nur „runde Tische“ anbieten, sondern müssen auch aus der Rolle des Diskursveranstalters herausfallen und eigene Beiträge christlicher Zeitgenossenschaft beisteuern. Was hier an Programmen und Inhalten angeboten wird, entscheidet darüber, ob man als Kirche wieder „satisfaktionsfähig“ wird für die Avantgarden der Stadtkultur. Dazu braucht es Mut und Unabhängigkeit. Die Aktivitäten der Karl-Rahner-Akademie in Köln zeigen, dass eine im Jahr 2004 erfolgte Aufkündigung von Zuschüssen aus Kirchensteuermitteln zwar finanzielle Bedrängnis bedeutet. Wo sie aber durch bürgerschaftliches Engagement „von unten“ wettgemacht wird, ergeben sich neue Freiheitsräume für die Einladung unbequemer Referenten zu unbequemen Themen.

Die Notwendigkeit einer Pastoral, die Passagen, Übergänge und Transfers zwischen den unterschiedlichen Lebens- und Handlungswelten des modernen Menschen herstellt und sich in diesen Passagen selbst aufstellt, ergibt sich auch aus strukturellen Veränderungen der Lebensführung. Die Einheit von Wohnen, Arbeit und Freizeit hat sich räumlich aufgesplittert, der Lebensraum ist immer weniger auf das Stadtviertel beschränkt. Im sozialen Nahbereich trifft man zunehmend Menschen, mit denen man kaum mehr teilt, als benachbarte Häuser zu bewohnen. Sozialbeziehungen sind individuell wählbar geworden und können über räumliche Distanzen hinweg mit einem Optimum an Mobilität und an medialer Kommunikation gepflegt werden können. Viele soziale Netzwerke sind längst von festen räumlichen Bezügen entkoppelt.

Will die Kirche für solche Mobilfunker, Surfer und Passanten ansprechbar sein, muss sie ihre angestammten Immobilien verlassen, „Straßeneinsätze“ riskieren und auf interaktiven Homepages andere Frequenzen der Kommunikation nutzen. Sie muss Räume schaffen, die in ihrer Bausprache Galerien, Ateliers, Passagen und Foyers ähneln und die Unterschiede von „drinnen“ und „draußen“ fließend machen. Sie müssen von draußen erkennen lassen, was sich drinnen abspielt: unaufdringliche Gastfreundschaft, Einladungen zum Verweilen, Gelegenheiten zum Ausruhen oder die Sinne schweifen und die Seele baumeln zu lassen. Wer solche Räume betritt, darf sich nicht vereinnahmt fühlen und muss Nähe und Distanz zum Geschehen selbst dosieren können.

Die Träger der Citypastoral müssen sich durch Charismen evangeliumsgemäßer Extrovertiertheit auszeichnen. Resonanz finden die Versuche des Dolmetschens zwischen Kirche und Stadt nur dann, wenn die Themen solcher Projekte von der Straße kommen und die Träger ihrer Umsetzung sich

durch entsprechende Eigenschaften auszeichnen. Sie müssen eher die Merkmale neugieriger Flaneure, Straßenkünstler und Grenzgänger aufweisen, als sich durch soziale und ideologische Sesshaftigkeit auszeichnen. Kaum anders lässt sich eine falsche Kirchenzentrierung aufsprengen, als dass man im Zentrum der Städte selbst „exzentrisch“ wird. Sich im Kontext der modernen Stadt zu behaupten, verlangt auf Seiten der Kirche die Förderung von Charismen evangeliumsgemäßer Aufgeschlossenheit.

Dazu braucht es Talente und Charaktere von der Art der Spurensucher und Scouts, der Vor- und Querdenker, der Kundschafter und „Fremdenführer“, die zu den religiösen Ressourcen des Lebens in der Stadt führen. Gesucht sind spirituelle Vernetzungstalente und dogmatische Nestflüchter, die den Glauben so verkünden, dass sie keinen Glaubenssatz aussprechen, den sie nicht zuvor der kalten Luft des Unglaubens ausgesetzt haben. Glaubwürdige Einladungen zur Beschäftigung mit dem Evangelium dürfen die Probleme nicht auslassen, die es heute schwer machen, Christ zu werden, Christ zu sein – und es zu bleiben! Nur dann können hier diejenigen Station machen, die spirituell entwurzelt sind, sich zur Konfession der Skeptiker rechnen und sich dennoch religiöse Neugier bewahrt haben.

Citypastoral muss die ästhetischen Ressourcen des Christentums ausschöpfen und der Versuchung zur sozialen Anästhesie widerstehen. Die Stadt liebt und begünstigt alles, was medial darstellbar und reproduzierbar ist. Hier muss man „bei

### Der christliche Glaube bleibt ohne Ästhetik kulturell unsichtbar

Sinnen sein“. Darauf sich einzulassen verlangt einen anderen Umgang mit den Symbolbeständen des Christentums, als diese nur auf dogmatische

Wahrheitsbehauptungen und moralische Sollensansprüche festzulegen. Das Evangelium gibt nicht nur zu denken und zu tun. Es gibt vor allem dem Menschen die Möglichkeit, sich selbst und Gott auf die Spur zu kommen. Kann man auch spüren, was man glaubt? Es ist sinnlos, völlig „sinnenlos“ über das zu reden, was ein sinnvolles Leben ausmachen kann. Ohne Beteiligung der Sinne kommt dem Menschen nichts in den Sinn, was sein Dasein und das Evangelium zustimmungsfähig macht. Mit dem Andemonstrieren einer dogmatisch geschlossenen und auf moralische Pflichten konzentrierten Identität will sich kein Zeitgenosse mehr abfinden.

Der christliche Glaube bleibt ohne Ästhetik kulturell unsichtbar. Die Kirche darf sich aber nicht zur Komplizin einer Ästhetisierung machen lassen, die letztlich in die soziale Anästhesie führt. Wenn Citykirchen die Türen öffnen für den „Evensong“ oder wenn in ihnen „Nightfever“ angesagt ist, müssen auf diese Bemühungen, den urbanen Ästhetisierungsstrubel mit der Ästhetik des Glaubens zu durchbrechen, weitere Schritte folgen.

Für bildungsferne Schichten und ein soziales „Prekariat“ muss mehr getan werden, damit ihnen das Evangelium auch als ästhetische Sinnressource nicht verloren geht. Wie steht es um



die fernen Kirchentreuen, die sich zu den Unscheinbaren und Unauffälligen rechnen, intellektuelle Debatten und „hochkulturelle“ Ereignisse meiden? Darf man sie mit dem religiösen Kitsch der kirchenbetriebenen Souvenirläden in Domnähe allein lassen?

Für manche Kritiker zielt das Plädoyer für eine „Passantenpastoral“ in die falsche Richtung. Offensichtlich wird hier eine „Betreuungspastoral“ propagiert: Einige Kirchenprofis kümmern sich um ein aufmerksames, aber passives Publikum. Es bleibt bei unverbindlichen Begegnungen mit dem Glauben, der in Form kleiner „appetizer“ feilgeboten wird. Anfragen dieser Art sind zweifellos berechtigt. Von den bisherigen Erfahrungen werden sie aber deutlich relativiert. Das 1995 in Köln eröffnete „Dom-Forum“ ist nicht zu einer kirchlichen

Variante eines säkularen Event-, Marketing- und Unterhaltungsbetriebes verkommen. Hier dominiert kein religiöses Betreuungsverhältnis, sondern ein unaufdringlicher Dialog, der das Subjektsein der Passanten respektiert.

Längst ist um viele Orte kirchlicher Citypastoral auch eine eigene „Kirchenszene“ entstanden. Szenen entstehen an der Schnittlinie zwischen Privatheit und Öffentlichkeit und überlassen dem Individuum, Nähe und Distanz selbst zu dosieren. Szenen antworten auf die Frage, wie man in einer kaum überschaubaren sozialen Wirklichkeit Menschen mit ähnlichen Vorlieben und Abneigungen finden kann, ohne Abstriche an der eigenen Individualität machen zu müssen. Sie offerieren in der Stadt die doppelte Gnade, ein eigener Mensch zu sein und es nicht allein sein zu müssen. Citypastoral ist auch „Szenepastoral“.

*Hans-Joachim Höhn*